

(Nachdruck verboten.)

44) Auserkennung.

Roman von Leo Tolstoj.

„Et, was stellen Sie da für Fragen? Das nenne ich eine Philosophie, Freund. Was denn, man kann sich auch darüber unterhalten. Kommen Sie doch am Sonnabend. Sie treffen Gelehrte, Litteraten, Künstler bei mir. Da werden wir dann über allgemeine Fragen sprechen,“ sagte der Advokat, die Worte „allgemeine Fragen“ mit ironischem Pathos betonend. „Meine Frau kennen Sie? Kommen Sie.“

„Ja, ich will mich bemühen,“ sagte Rechljudow und fühlte, daß er die Unwahrheit sprach. Wenn er sich um irgend etwas bemühte, so war es das, nicht abends beim Advokaten unter den bei ihm versammelten Gelehrten, Litteraten und Künstlern zu sein.

Das Gelächter, mit dem der Advokat auf die Bemerkung Rechljudows antwortete, wonach das Gericht keine Bedeutung hätte, wenn die Richter nach ihrem Belieben Gesetze anwenden könnten oder nicht und der Tonfall, in dem er die Worte „eine Philosophie“ und „allgemeine Fragen“ hervorbrachte, zeigten Rechljudow, wie grundverschieden er und der Advokat, und wahrscheinlich auch die Freunde des Advokaten diese Dinge ansahen und wie er, trotz seinem jetzigen weiten Abstände von früheren Fremden, in der Art Schönbocks, sich noch weit mehr von dem Advokaten und den Leuten seines Kreises entfernt fühlte.

Zwölftes Kapitel.

Bis zum Gefängnis war es weit, und dabei war es schon spät; deshalb nahm Rechljudow eine Droschke und fuhr zum Gefängnis. In einer der Straßen wandte sich der Kutscher, ein Mann in mittleren Jahren mit verständigem und gutmütigem Gesicht, an Rechljudow und deutete auf ein riesiges, im Bau begriffenes Haus.

„Sehen Sie, was wir da für einen Kasten aufgeführt haben,“ sagte er, als wenn er den Bau zum Teil veranlaßt hätte und stolz auf ihn wäre.

Das Haus wurde wirklich riesig groß und in einem komplizierten, ungewöhnlichen Stil gebaut. Ein starkes Gerüst aus großen Fichtenstämmen, das durch eiserne Klammern zusammengehalten wurde, umgab den aufgeführten Bau, und ein Zaun aus gehobelten Brettern trennte ihn von der Straße. Auf dem Holzgerüst krabbelten mit Kalk bespritzte Arbeiter wie Ameisen: die einen mauerten, die andern behauten Steine, die dritten trugen Lasten hinauf und hinab — leere Tragbretter und Büten.

Ein dicker, feingekleideter Herr, wahrscheinlich der Architekt, stand neben dem Gerüst, deutete auf irgend etwas oben und sprach mit dem ehrerbietig zuhörenden Wladimirischen Bauunternehmer. Aus dem Thor neben dem Architekten und Bauunternehmer fuhren leere Wagen hinaus und beladene hinein.

„Wie sind sie alle überzeugt, sowohl die Arbeiter, wie die, welche sie zur Arbeit zwingen, daß es so sein muß, daß, während zu Hause ihre schwangeren Weiber unerträglich schwer arbeiten und ihre Kinder in Klappchen vor dem frühzeitigen Hungertode greisenhaft lächeln und mit den Beinen strampeln, sie dieses dumme, unnötige Haus für irgend einen dummen, unnötigen Menschen bauen müssen, für einen von denen, die sie berauben und zu Grunde richten, dachte Rechljudow beim Anblick des Hauses.

„Ja, ein verrücktes Haus,“ sprach er seinen Gedanken laut aus.

„Wieso verrückt?“ erwiderte der Droschkenkutscher beleidigt. „Gott sei Dank, giebt das den Leuten Arbeit. Ist nicht verrückt.“

„Aber es ist doch eine ganz unnötige Arbeit.“

„Muß schon nötig sein, wenn sie bauen,“ erwiderte der Kutscher, „giebt dem Volk zu essen.“

Rechljudow verstummte, besonders weil es schwer war, bei dem Lärm der Räder zu sprechen. Unweit des Gefängnisses fuhr der Kutscher vom Pflaster auf die Chaussee, so daß man sich besser verständigen konnte, und wandte sich wieder zu Rechljudow.

„Und wie drängt sich das Volk heutzutage in die Stadt?“

Schrecklich!“ sagte er, wandte sich auf seinem Bock um und zeigte Rechljudow eine Gewerkschaft Landarbeiter mit Sägen, Beilen, Halbpeizen und Säcken auf der Schulter, die ihnen entgegen kamen.

„Geschieht denn das mehr als in früheren Jahren?“ fragte Rechljudow.

„Weit mehr? Heute drängt man sich zu allen Stellen dermaßen heran, daß es ein Jammer ist. Die Herren schmeißen mit den Leuten herum, wie mit Spänen. Überall ist es voll.“

„Woher kommt denn das?“

„Sind zu viele geworden, können nirgends mehr unterkommen.“

„Was heißt: sind zu viele geworden? Warum bleiben sie nicht im Dorfe?“

„Können im Dorf nichts anfangen. Haben kein Land.“

Rechljudow hatte ein Gefühl, wie an einer wunden Stelle. Es scheint, als wenn man immer absichtlich gegen die wunde Stelle stößt; das scheint aber nur deswegen so, weil einzig die Stöße gegen die wunde Stelle bemerkbar sind.

„Trifft denn wirklich überall dasselbe zu?“ dachte er und begann den Kutscher darüber auszufragen, wie viel Land zu ihrem Dorfe gehörte, und wie viel Land der Kutscher selbst besäße, und weshalb er in der Stadt lebte?

„Land haben wir, Herr, einen Morgen auf den Kopf. Wir sind unrer drei,“ begann der Kutscher vergnügt zu erzählen. „Ich habe zu Hause einen Vater und Bruder; der andre ist Soldat. Sie werden schon mit dem Kram fertig. Ist auch viel, mit fertig zu werden. Der Bruder wollte schon nach Moskau.“

„Kann man denn kein Land pachten?“

„Wo soll man jetzt etwas pachten? Die Herren, die früher da waren, haben das ihrige durchgebracht. Haben alles Kaufleute in die Hände gekriegt. Denen ist nichts abzukaufen; bearbeiten es selbst. Bei uns ist ein Franzose Besitzer, hat von dem früheren Herrn gekauft. Der giebt nichts ab — und damit basta.“

„Was für ein Franzose?“

„Dufar heißt er; haben vielleicht gehört. Er macht am Großen Theater Berrücken für die Schauspieler. Ein schönes Handwerk, hat sich Geld verdient. Hat unfremd Fräulein die ganze Besizung abgekauft. Jetzt ist er unser Herr. Springt mit uns um, wie er will. Gott sei Dank ist er selbst ein guter Mensch. Nur seine Frau, eine Russin, ist ein Deubel, daß Gott erbarm! Die schindet die Leute! Ein wahrer Jammer... Nun, da ist das Gefängnis. Wohin wollen Sie, zur Auffahrt? Lassen uns, glaube ich, nicht hinein.“

Dreizehntes Kapitel.

Mit Herzbelemmung und Schrecken vor dem Gedanken, in welchem Zustande er heute die Maslowa finden würde, und vor dem Geheimnis, welches sie selbst und die Leute im Gefängnis für ihn bildeten, fragte Rechljudow am Haupteingange den heraustretenden Aufseher nach der Maslowa. Der Aufseher erkundigte sich und sagte, sie sei im Krankenhaus. Rechljudow ging zum Krankenhaus. Ein gutmütiges Alteschen, der Krankenhausewächter, ließ ihn sofort herein, und als er erfahren, wen Rechljudow zu sehen wünschte, schickte er ihn in die Kinderabteilung.

Ein junger Doktor, der ganz von Karbolsäure durchdrungen war, trat zu Rechljudow in den Korridor hinaus und fragte strenge, was er wünsche. Dieser Doktor gewährte den Gefangenen alle möglichen Erleichterungen und hatte deswegen beständig unangenehme Kollisionen mit dem Gefängnisdirektor und selbst mit dem Oberarzt. Er befürchtete, Rechljudow möchte etwas Ungehörliches von ihm verlangen, und wünschte außerdem zu zeigen, daß er bei keiner Person eine Ausnahme machte; so stellte er sich denn böse.

„Hier sind keine Frauen, hier ist der Kinderaal,“ sagte er.

„Ich weiß, aber hier muß eine Krankenschwester sein, die aus dem Gefängnis hergebracht ist.“

„Ja, es sind zwei hier. Also was ist Ihnen gefällig?“

„Ich stehe einer von ihnen, der Maslowa, nahe, und möchte sie sehen,“ sagte Rechljudow. „Ich fahre nach Petersburg, um die Kassationsklage wegen ihrer Sache einzureichen,

Dem goldenen Horn.

Frühling 1900.

und möchte ihr das hier geben. Es ist nur eine Photographie," sagte Rechljudow und zog ein Couvert aus der Tasche.

"Nun, das können Sie," sagte der Doktor, milder gestimmt. Dann wandte er sich an eine Alte mit weißer Schürze und sagte, sie möchte die Gefangenenaufrichterin Maslowa rufen. "Wollen Sie sich nicht setzen oder ins Empfangszimmer treten?"

"Ich danke Ihnen," sagte Rechljudow und benutzte die für ihn günstige Stimmungsländerung des Doktors zu der Frage, wie man mit der Maslowa im Krankenhaus zu Frieden wäre.

"Ganz gut, sie arbeitet nicht übel, wenn man die Umstände berücksichtigt, in denen sie sich befindet," antwortete der Doktor, "da ist sie übrigens selbst."

Aus einer Thür trat die alte Wärkerin, und hinter ihr die Maslowa. Sie trug eine weiße Schürze und ein gestreiftes Kleid; auf dem Kopf saß ein Kopftuch, das das Haar verbarg. Als sie Rechljudow erblickte, stammte sie auf, blieb gleichsam unentschlossen stehen, machte dann aber ein finstres Gesicht und begab sich, die Augen niederschlagend, mit schnellen Schritten auf dem Korridorläufer zu ihm. Au Rechljudow herangerufen, wollte sie ihm die Hand nicht reichen; dann reichte sie sie ihm und errötete noch mehr. Rechljudow hatte sie nach der Unterredung, bei welcher sie sich wegen ihrer Heftigkeit entschuldigte, nicht wieder gesehen und hoffte, sie jetzt ebenso wie damals zu finden. Aber heute war sie eine ganz andre; in ihrem Gesichtsausdruck lag etwas ganz Neues: Verhaltens, Schüchternes und, wie es Rechljudow vorkam, gegen ihn Mißgünstiges. Er sagte ihr dasselbe, was er dem Doktor gesagt hatte — daß er nach Petersburg führe, und übergab ihr das Couvert mit der aus Panowo mitgebrachten Photographie.

"Das habe ich in Panowo gefunden, eine ganz alte Photographie, vielleicht macht sie Ihnen Freude. Nehmen Sie."

Sie zog die schwarzen Brauen in die Höhe und sah ihn mit ihren schrägen Augen erstaunt an, als wenn sie ihn fragte: wozu das? und nahm schweigend das Couvert und steckte es hinter die Schürze.

"Ich habe dort Ihre Tante gesehen," sagte Rechljudow.

"So? Haben Sie?" sagte sie gleichgültig.

"Geht es Ihnen hier gut?" fragte Rechljudow.

"Ganz gut," sagte sie.

"Ist es nicht zu schwer?"

"Nein, es geht so. Ich bin nur noch nicht daran gewöhnt."

"Das freut mich sehr, Ihre Wege. Es ist doch immer besser als dort."

"Wo: dort?" sagte sie, und ihr Gesicht brannte vor Röte.

"Dort im Gefängnis," fügte Rechljudow schnell hinzu.

"Weshalb denn besser?" fragte sie.

"Ich denke, die Menschen sind hier besser. Nichts wie dort."

"Dort sind eine Menge gute," sagte sie.

"Um Menschen habe ich mich bemüht und hoffe, daß sie freikommen," sagte Rechljudow.

"Das gebe Gott; eine so wunderbare Alte," wiederholte sie ihre Bezeichnung der Alten und lächelte leicht.

"Ich fahre heute nach Petersburg. Ihre Sache wird bald vorkommen, und ich hoffe, das Urteil wird aufgehoben."

"Ob es aufgehoben wird oder nicht; jetzt ist alles einerlei," sagte sie.

"Warum jetzt?"

"Ja," sagte sie und schaute ihm fragend flüchtig ins Gesicht.

Rechljudow verstand dieses Wort und diesen Blick so, daß sie wissen wollte, ob er an seinem Entschluß festhielt, oder ob er ihre Absage angenommen und den Entschluß geändert hätte.

"Ich weiß nicht, warum für Sie alles einerlei ist," sagte er. "Aber für mich ist wirklich alles einerlei; ob Sie freigesprochen werden, oder nicht. Ich bin unter allen Umständen bereit zu thun, was ich gesagt habe," meinte er bestimmt.

Sie erhob den Kopf, und die schwarzen, schielenden Augen blieben auf sein Gesicht geheftet und schauten gleichzeitig daran vorüber, und ihr ganzes Gesicht glänzte vor Freude. Aber sie sagte ganz und gar nicht das, was ihre Augen sagten.

"Das sagen Sie umsonst," meinte sie.

"Ich sage es, damit Sie es wissen."

"Ueber den Punkt ist alles gesagt und nichts mehr zu sagen," erwiderte sie, kaum ein Lächeln unterdrückend.

(Fortsetzung folgt.)

La conquesta! — Sie ist in vollem Gange. Da stolzieren sie in ihren Gassen herum, die Vorkämpfer der Weltmacht, die blonden Konquistadoren mit den Habs-Schmurrbärten, die den Orient unterwerfen wollen, wie weiland die germanischen Brüder, die Goten, es mit Feuer und Schwert vergeblich versucht haben.

Von unwiderstehlichem Bedürfnis getrieben, kommen die edlen Deutschen — es sind zumeist die "Besten der Nation" — dem bedrängten Kulturvolke der Türken und seinem "unterthanen-liebenden" Herrscher zu Hilfe. Deutsches Kapital, deutsche Waren und deutsche Wapen, alle diese Segnungen ergießen sich in Fülle über die Türkei. — Es ist natürlich die Pflicht jedes Türken, durch diese Beweise aufrichtiger Freundschaft auf das heftigste gerührt zu sein. Wie vor ungefähr 100 Jahren zur Zeit des preussisch-türkischen Bündnisses der preussische Gesandte Diez nach Berlin berichten konnte: "Jeder Türke ist zum Preußen geworden und alle Minister sprechen nur von Preußen und seinem großen Monarchen!", so sieht der naive deutsche Weltmachtchwärmer durch seine Brille hier alles in schwarz-weiß-rotem Licht und erklärt es nur für eine Frage der Zeit, daß Kleinasien, die alte Völterwiege, einmal deutsch werden wird. Den Türken behandelt er im Grunde als quantités négligeables; er rühmt seine Ehrlichkeit, indem er darauf spekuliert, daß ihm diese Eigenschaft es ihm einmal erleichtern wird, ihn über das Ohr zu haben. Der Monarch ist ja schon halbgermanisiert seiner Ansicht nach. Mit einem bißchen Druck kann man von ihm alles erlangen, nur muß man sich hüten, das jetzige korrupte Regierungssystem anzutasten und zu kritisieren, weil Abdul Hamid in diesem Punkte etwas empfindlich ist und Kritik übernehmen könnte. Es ist auch besser, man erklärt das Bestehende für das einzig Gute, da es den Keim des Verfalls in sich birgt, der die Türkei marodiert, so daß man sie leichter secieren kann. Auch liegt es auf der Hand, daß ein System- oder Regierungswechsel, welcher nicht ohne Blutvergießen vor sich gehen würde, dem näherwohnenden mächtigen russischen Konkurrenten Gelegenheit geben würde zu einem bewaffneten Eingreifen in die inneren Angelegenheiten der Türkei. Alle diese Gründe machen aus dem strebenden Jung-Deutschen einen vollkommenen Turkomanen, der sich als solchen nicht oft genug Türken gegenüber zeigen kann.

So naht sich denn der Weltmacht-Germene mit der ihm eignen naiven Inverdict dem Osmanen, um ihn auf seine Vordestrene hin anzugreifen. Dieser, mit einem leichten Lächeln um die Lippen, das man für satirisch halten könnte, drückt ihm mit Wort und Pantomime aus — indem er die Zeigefinger krümmt und aneinander halt — daß die Osmanli und die Deutschen stets Arm in Arm gehen werden, worauf das Herz des Deutschen von imperialistischem Stolze schwellt, während der Türke hinter dem sich Entfernenden etwas wie: Gjan! in den Bart murmelt.

Es zeugt von geringer völkerypsychologischer Einsicht, wenn man, wie es diese deutschen Turkophilen thun, den Türken über die Mahab-nationen erhebt und ihn mit allen möglichen und unmöglichen guten Eigenschaften ausstattet, die er vor seinen christlichen Unterthanen voraus haben soll. Wer länger im Orient lebt, wird einsehen, daß die Bevölkerung der Türkei eine größere Einheit bildet, als man auf den ersten Blick hin annehmen sollte. Zunächst bilden die Türken selbst keine streng in sich geschlossene ethnologische Einheit, wie allgemein bekant, und dann haben das Klima und die gemeinsamen Lebensbedingungen die Gegensätze unter den Völkern des Reichs bedeutend verflüchtigt, die erst in den letzten zwanzig Jahren wieder so recht hervorgetreten sind, aber meiner Ueberzeugung nach wieder verschwinden können.

Es liegt etwas ungemein Serviles, Kriechendes in dem Gebahren hiesiger europäischer Kreise gegenüber den Türken, die die darin liegende Heuchelei als gute Menschenkenner, die sie sind, erkennen und sich das Ihrige dabei denken.

Ein hiesiger Klub z. B. ging in dieser widerlichen Turkomanie so weit, seine christlichen Bedienten, stattliche gewandte junge Leute, die ihre volle Schuldigkeit thaten, zu entlassen, um an ihrer Stelle mohamedanische Kurden einzustellen, die eben erst aus dem Stadium der Halbwildheit aufgetaucht waren, aber einmal die Loyalität des betreffenden Klubs in das rechte Licht setzten und dann auch billiger zu haben waren, als die entlassenen Europäer. So konnte man zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen!

Die hiesige europäische Geschäftswelt — der Kommerzialisimus hat hier noch weniger stiltliche Skrupeln als anderswo — macht sich auch eines häßlichen Lasters schuldig, das den Türken ebenfalls nicht unbemerkt bleibt, — der Doppelzüngigkeit. Im Interesse des Geschäfts schneidelt man auf der einen Seite den Türken mit ihrer Superiorität, auf der andern Seite schimpft man den einheimischen Christen gegenüber auf die türkischen Zustände. Die Türken haben das durchschaut — sie nehmen nie die Lob-hudeleien ihrer angeblichen Fremde für bare Münze, denn sie wissen besser als jene, daß manches faul im Staate Danemark ist. Aber sie weisen auch mit Entrüstung jeden Versuch zurück, Uneinigkeit unter den Bewohnern des türkischen Reichs zu säen, weil sie sich eben, mehr als jene von überspanntem Nationalismus kurzfristig gewordenen Europäer ahnen, als Kinder einer Mutter fühlen.

Nur die Religion ist es, welche noch eine starre Schranke zwischen den Türken und ihren christlichen Mitbrüdern aufriecht. Das kultur-hemmende Element, das jede geoffenbarte Religion hat, tritt in

Islam besonders scharf und in alle Verhältnisse einschneidend hervor. Der jetzige Sultan steht hinter den entferntesten Ahnen nicht an Frömmigkeit zurück. Die Monarchen sind ja überhaupt frömmere als je; Nikolai schreibt in der Osterprozeßion, und Abdul Hamid betet mit peinlicher Regelmäßigkeit, hält Konferenzen mit seinem Traundenter, Murad Effendi, und dem Astrologen, Scheich Abdul Hudah, und will auch die Kultur seines Volks auf dieses Niveau herabdrücken. Sein ganzer Hof geht seinem Beispiel nach und heuchelt nach Kräften, dem wenigstens von dem, was er glaubt, anscheinend überzeugten Herrscher nach. Aber die Kraft des Islam ist erschöpft, wie unter dem autokratischen Element alle geistigen Fähigkeiten des türkischen Volks von einer Leihargie ergriffen sind, aus der sie nicht so leicht wieder erwachen. Der Zauber der Religion des Propheten ist gewichen, die höheren Kreise huldigen in der Stille des Herzens, wie die herrschenden Klassen Europas, der Religion des Mammons und des äußerlichen Erfolges, während man das Volk allein noch im Glauben zu erhalten bestrebt ist. Nationalistische Regungen jedoch eines vorfindstulichen Aberglaubens verbinden Christen und Muhammedaner. Wenn Allah nicht hilft, versucht es der kranke Moslem einmal mit einem christlichen Heiligen. Die Religion befriedigt im Orient ein materielles Bedürfnis. Sie wird zur Medizin, bei der man nicht danach fragt, ob sie der Pope oder der Imam verabreicht. Jedenfalls schwindet bei vielen Gelegenheiten die künstliche Schranke, die Binde fällt von den Augen der Menschen und er erkennt seinen Bruder, den ihm viele Generationen hindurch eigenartige Pfaffen als ungläubigen Teufel geschildert haben. Das Gefühl der Konföderation zwischen den Nationen der Türkei ist so stark, daß sich die Europäer, die nach dem Grundsatz: *Divide et impera!* verfahren, verrechnen werden. Sie sind eins in Fehlern und Vorzügen, in Lasten und Tugenden. Wenn die Zeit gekommen sein wird, werden sie als ein Ganzes sich in ein nützliches Kulturrelement verwandeln.

Was für ein Bild sich oft der Türke von dem Europäer zu machen gezwungen ist, wenn er die Exemplare sieht, die ihm hier als Vertreter der europäischen Kultur entgegenreten! Eine kleine erbanliche Geschichte möge das illustrieren, die sich vor zwei Jahren hier ereignete. In einer Nebengasse der perolischen Hauptstraße liegt eine deutsche Kneipe, ehemals viel besucht, aber seit der Zeit, in der der zu erzählende Vorgang spielt, möglichst gemieden. Hier pflegten in der einen Ecke des halb dunklen Zimmers eine Anzahl junger türkischer Offiziere regelmäßig zusammenzukommen und in blindem Vertrauen zu den anwesenden Europäern laute, unvorsichtige Reden zu führen.

Diese waren nicht gerade revolutionär gehalten; doch waren sie für Stambuler Verhältnisse außerordentlich lähn. Die jungen Leute empfingen ihre Korrespondenz aus dem Auslande unter der Dedresse des Wirts.

Sie hielten sich anscheinend für ungemein sicher und benahmten sich dementsprechend mit großer Ingezwungenheit. Das Verhältnis nahe jedoch schnell, es kam in Gestalt zweier deutscher Journallisten: der eine war von kleiner verwachsener Gestalt, er schrieb für ein antisemitisch-agarisches Blatt und zu gleicher Zeit, wie ich glaube, für eine liberale Tageszeitung — der andre bildete mit seiner militärischen Haltung und martialischen Figur einen frappanten Gegensatz zu seinem Kollegen. Er trug einen französischen Namen P. . . , der griechisch-türkische Krieg gab ihm Beschäftigung als Nicht-Gentleman in beiden Lagern, und so war er nach der großen Abladestelle von menschlichem Schutt, nach dem für dunkle Existenzen wie geschaffenen Pera verschlagen.

Kaum hatte P. . . einmal ein Gespräch der Offiziere belauscht — sie sprachen deutsch — als in ihm der Gedanke aufsteigte, daß hier ein „Job“ zu machen sei. Er bestimmte seinen Kollegen, der, wie wir wollen es zu seiner Ehre annehmen, sich sträubte, dahin mitzuwirken. Man machte Aufzeichnungen der geschehenen revolutionären Neuerungen und bereitete den Hauptconz vor, die Abfassung der für die unglücklichen Opfer dieser beiden Chronikmänner einlaufenden Korrespondenz. Ich kann nicht sagen, ob mit oder ohne Vorwissen des Wirts; der Herr P. . . setzte sich in den Besitz der Briefe. Man hatte dann nichts Eiligeres zu thun, als zum Polizeipräsidenten Nedran Pascha zu gehen und ihm den Gang zum Kauf anzubieten. Der Handel wurde abgeschlossen und dem P. . . 300 Pfund (über 5000 M.), der Wichtigkeit der gelieferten Information entsprechend, ausgehändigt, zugleich aber den beiden Menschen der Wink gegeben, möglichst bald aus Konstantinopel zu verschwinden, angeblich, weil man ihre Sicherheit durch die Nachrede der Familien ihrer Opfer bedroht hielt, in Wahrheit aber, um die Kerle los zu werden. Und so wurden dann die Offiziere in dem Lokal von Armeegendarmen verhaftet — sie sind verschwunden, man weiß nicht, was aus ihnen geworden ist; vielleicht hat man sie nach der Hölle Laß geschickt.

Unter den beiden Hallunken kam es zum Streit über die Deute. Da P. . . seinem Genossen gutwillig nichts abgeben wollte, stahl der letztere — oder wie man es sonst nennen will — den nach seiner Meinung ihm gebührenden Anteil. Zwei Pioniere deutscher Kultur! Sie besorgten natürlich die Aufforderung des Stadtpfaffen und verdufteten bald darauf. (Schluß folgt.)

Kleines Feuilleton.

— Ueber die märkischen Seen sprach in der letzten Versammlung der Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg Oberlehrer Dr. J a c h e. Die „Vossische Zeitung“ bringt über den

Vortrag folgenden Bericht: Im Leben der Menschen, Tiere und Pflanzen spielen diese Seen eine große Rolle; zahlreiche Siedelungen, Städte, Dörfer und Landhäuser, sind an den Ufern unserer Seen erbaut. In früheren Zeiten geschah es des Trinkwassers, des Nahrungserwerbes und der Sicherheit wegen; in jüngerer Zeit mehr aus dem Bedürfnis nach Erholung. Trotzdem wird auch in unserer Zeit das Wasser der Seen noch als Trinkwasser benutzt, wie es die Reichshauptstadt zeigt. Aber auch ein großer Teil unserer heimischen Pflanzen und Tiere hat sich im Wasser eingemischt. Der Redner verfolgte an einigen Beispielen, welchen Einfluß der mehr oder minder weit durchgeführte Aufenthalt im Wasser auf die Organe ausübt und wie sich hier höchst mannigfache Abstufungen herausgebildet haben. Wenn der Unterschied zwischen Luft- und Wasserpflanzen geringer ist als zwischen Luft- und Wassertieren, so hängt dies mit der höheren Organisation der Tiere überhaupt zusammen. Es giebt eine Anzahl geselliger Pflanzen, die zonenartig vom Ufer aus in das tiefere Wasser hinab vorgedrungen sind. Der äußerste Gürtel ist der Rohr- und Schilfgürtel, dann folgen die Binien und ihnen schließen sich die Teich- und Seerosen an. Ganz ins Wasser hinabgetaucht sind Hornkraut und Taufendblatt, die mit ihren quirlständigen, fadenförmig zerfälligen Blättern unter Wasser üppige Wälder bilden, und daher zu den beliebtesten Aquariumspflanzen gehören. Freischwimmend sind endlich Wassersterne und Wasserlilauch. Weit mannigfacher ist das tierische Leben. Da sind zuerst die Lusstiere zu nennen, die einige äußere Wasserorgane, wie Schwimmhäute, haben. Dahin gehören Fischotter, Wasserspitzmaus, die zahlreichen Wasservögel und die Schildkröte. Dann folgen die Tiere, die ihre Jugend im Wasser verbringen, weil sie dort mehr Schutz vor den Temperaturschwankungen finden als in der Luft; dahin gehören die Larve und ein großer Teil der Insekten. Die wichtigsten aller echten Wasserbewohner sind die Fische und Krebse, und endlich auch Muscheln und Schnecken. Unsere Bodenbildungen und -formen sind nach der herrschenden Ansicht allein das Produkt der Vergleicherung der Norddeutschen Tiefebene. Hiermit hängt auch das Auftreten der Seen zusammen. Es giebt solche, die im Moränengebiet, und solche, die im Abschmelzgebiet liegen; bei den ersteren ist der obere Geschiebelehm und bei den letzteren der untere die wasserhaltende Schicht. Der Vortragende hat nun aber südlich von Fürstenwalde, an den Ufern des Scharnigelsees, Beobachtungen gemacht, die ihn veranlassen, hier eine andre Entstehungsweise anzunehmen. Er hat nämlich in mehreren Ziegeleigruben deutliche Einsurzrimmen beobachtet, die nur wesentlich durch die Schmelzwasser ausgetalot worden sind. Bis her ist diese Beobachtung noch nicht nachgeprüft und bestätigt worden. Es spricht aber ein allgemeiner Grund für diese Annahme. Die Bewegungen der Erdrinde, die zu keiner Zeit geruht und in den gebirgigen Teilen Deutschlands so zahlreiche Spuren hinterlassen, werden wohl auch während und nach der Vergleicherung in unserer engeren Heimat eine Rolle gespielt haben. Nur sind in dem losen Material die Grenzen an der Oberfläche verwischt worden, wie auch in den Aufschlüssen der Thon- und Sandgruben die Linien sich nicht lange halten. Daher wird es neben den Gletscher-Seen auch solche der vorgezeichneten Art geben. —

— Die Sprache der Technik. Der Mensch ist das Maß aller Dinge. Der Techniker, der neue, allgemein verständliche Beziehungen sucht, erfindet selten neue Worte, sondern überträgt nahe liegende Zeichen auf neue Begriffe. Und am nächsten ist uns eben der Mensch selbst. Wir finden, wie die „Wiener Abendpost“ nach der „Zeitschrift für Optik und Mechanik“ ausführt, unter den Maschinenteilen „Köpfe“, „Nasen“, „Barzen“, „Brüste“, zur Kennzeichnung vorpringender Teile, ebenso „Zungen“ und an den Rädern „Zähne“. Die Schlüssel sind mit „Färten“ versehen, viele Maschinen haben „Füße“, „Arme“, „Rippen“ (zur Verstärkung). „Mutter“, „Vater“ sind bekante Bezeichnungen, die Schießwaaffen haben sogar eine „Seele“. Ebenso gebräuchlich sind Tierennamen: Die hochbeinigen „Kranen“ (von Kranich), die „Nasen“ sind die Wägelchen, welche auf dem Ausleger der Kraniche den gewagten Spaziergang unternehmen. Die Defen der Technik haben als Abzugskanal einen „Fuchs“, wobei an den Bau des Meisters Meinede erinnert wird. „Reißwolf“, „Fallbär“, „Bock“ sind zu nennen und „Eau“, welche sich auf der Walzdarre mit den Walzkeimen beschnürt. Dann noch: „Hörner“, „Klanen“, „Schwalbenschwanz“. Sehr beliebt ist der „Hahn“ von niederen Tieren „Wurm“ und „Schnecke“. Das Pflanzenreich liefert „Papfen“, „Kuß“, „Virne“, „Kern“. Naheliegender ist auch die menschliche Kleidung; sie liefert dem Techniker „Mantel“, „Cylinder“, „Stiefel“, bei der Pumpe „Schuhe“, „Kragen“, „Hut“, „Helm“ und selbst „Russen“ zur Aufnahme und Verbindung von Rohr- und Wellenden. —

Kunst.

ar. Die Kunstausstellung der Berliner Seceßion hat noch eine mannigfache Bereicherung erfahren. Es sind noch nachträglich folgende Werke hinzugekommen: Hugo v. Habermann „Weibliches Bildnis“, das aus Privatbesitz hergeliehene Gemälde „Hesperiden“ von Ludwig v. Hofmann, ferner Henry Mührmann „Ebbe in der Themse“, J. M. Whistler „Klein-Venedig“, Giovanni Segantini „Hirtenmädchen“ und ein Pastell, dann drei Sculpturen von Hermann Hahn. Außerdem sind noch eine Reihe von Werken französischer Maler hinzugekommen, darunter solche von Cottet, Danchez, Griveau, Walter Gay, Gaston La Touche und Bail. Recht ansehnlich ist bereits die Zahl der Verkäufe; sie ist schon auf 36 gestiegen. —

Aus der Pflanzenwelt.

— Die Lärche. Die Aufforstung mit Nichten wird als höchst rentabel empfohlen. Allein es giebt örtliche Lagen und Bodenarten, auf welchen diese Holzart gar nicht gedeiht, nur kümmerliches Wachstum zeigt oder rothaufl wird. Es sind dies hohe, dem Sturmwind ausgesetzte Lagen, Schneedruckorte und besonders freigelegene trockene Südhänge mit Kalkboden. Hier wird die Pflanze mit ihrer flachgehenden Bewurzelung, dichten Vegetation und Venadellung leicht vom Sturm geworfen, vom Schnee gebrochen oder sie vertrocknet schon in der Jugend in dem dünnen, heißen Kalkboden. Zur Bewaldung solcher Kalkhänge und hoher, dem Wind ausgesetzter Lagen und zur Bestandserziehung in Schneedruckorten eignet sich am vorteilhaftesten die Lärche; ihre eigentliche Heimat sind die Alpen und Karpathen, in welchen sie bis über 2000 Meter Meereshöhe emporkriecht. Die Lärche liebt den Kalkboden, gedeiht am besten im Lichte in freien, luftigen Lagen, ist unempfindlich gegen Frost und leidet nicht vom Sturm und Schneeeindruck, da sie dünne Zweige und Venadellung besitzt und im Herbst die Nadeln abwirft, somit nicht wintergrün bleibt. Ihre Wurzeln dringen zwischen den Spalten des dünnen Kalkgesteins in die Tiefe und finden so Halt und Festsche gegen Sturm und Trockenheit. Die Lärche eignet sich auch sehr gut zur Bepflanzung von Weidestächen, weil sie dieselben nur leicht beschattet, durch den Nadelabfall düngt und so besseren Graswuchs erzeugt. Ihr Wachstum ist rasch und zwar um so mehr, je wärmer die Lage ihres Standortes ist, doch geht das stärkere Wachstum meist auf die Kosten der Qualität des Holzes. Der Anbau der Lärche erfolgt fast ausschließlich durch Pflanzung und zwar mit verkulten Pflanzen. Zur Erzielung einer kräftigen, gegen Trockenheit u. widerstandsfähigen Bewurzelung verschult man die einjährigen Sämlinge, etwa auf 25–30 Centimeter im Quadrat, läßt sie zwei Jahre im Beete stehen und verpflanzt sie dreijährig auf den Kulturort. Die bis dahin oft schon 1 Meter hoch gewordenen Pflanzen müssen sehr zeitig im Frühjahr oder je nach den klimatischen Verhältnissen schon im Herbst verpflanzt werden, weil die Lärchen im Frühjahr sehr bald grün werden, und in diesem Zustande verpflanzt, beim Eintritt wärmerer Witterung stets sehr bedeutenden Abgang erleiden. —

Aus dem Gebiete der Chemie.

10. Warum ist der Zucker süß? Eine der bedeutendsten wissenschaftlichen Zeitschriften der ganzen Welt brachte neulich einen Aufsatz, der mit den Worten begann: Mit all den enormen Fortschritten, die auf dem physikalischen und chemischen Gebiet in der Erkenntnis von der Zusammensetzung der Materie gemacht worden sind, sind wir doch nicht im Stande, eine vollständige Antwort auf eine so einfache Frage zu geben wie die, warum der Zucker süß ist. Die Chemie des Zuckers giebt kaum eine Andeutung für den Weg einer Erklärung, aber die Süße ist ohne Zweifel ein Zustand, wo der Aufbau oder, mit wissenschaftlichem Ausdruck, die Konstitution des betreffenden Stoffes für diese besondere physikalische Eigenschaft in höherem Grade verantwortlich ist, als dessen Zusammensetzung aus so und so viel chemischen Elementen in bestimmten Verhältnissen ihrer Menge. Der Geschmack ist eine subjektive Fähigkeit, deren Empfindungen allerdings in dem ganzen Menschengeschlecht übereinstimmend zu sein scheinen, die aber doch nicht so fein sind, um bestimmen zu können, worauf der eigenartige Geschmack der einzelnen Stoffe beruht, und dasselbe ist mit ihrem Geruchssinn der Fall. Daß die Eigenschaften der Körper, die wir durch unseren Geruch oder unseren Geschmack wahrnehmen, ein tiefes Geheimnis bedeuten, kann an einem Beispiel leicht gezeigt werden. Terpentin und Rosenöl haben eine völlig gleiche chemische Zusammensetzung, wie auch viele der übrigen sogenannten essenziellen Öle, das heißt die Art und die verhältnismäßige Menge der Elemente, aus denen sie bestehen, ist dieselbe. Nun wird doch aber wahrlich niemand nur einen Augenblick daran zweifeln wollen, daß der Geruch von Rosenöl mit dem von Terpentin gar nicht zu vergleichen ist. In der Komposition dieser Stoffe aus ihren Grundstoffen kann demnach die physikalische Eigenschaft eines bestimmten Geruchs nicht begründet sein. Die moderne Chemie ist vielmehr geneigt, die Entstehung eines bestimmten Geruchs oder Geschmacks an einem Stoff aus einer eigentümlichen Anordnung der einzelnen Atome zu erklären. Mit andern Worten: die zusammengehörenden Grundstoffe bleiben dieselben, aber sie sind sozusagen bei den verschiedenen Körpern in eine verschiedene Stellung zu einander gebracht, so daß trotz einer gleichen chemischen Zusammensetzung verschiedene physikalische Eigenschaften entstehen. Als erklärender Vergleich könnte die triviale Thatsache angeführt werden, daß aus einer bestimmten Menge von Baumaterial, also aus einer festgesetzten Zahl von Ziegelnsteinen und Brettern u. einerseits ein höchst plumper und schwerfälliger, andererseits ein künstlerischer und zierlicher Bau zusammengefügt werden kann. Ebenso ist es auch denkbar, daß aus denselben Stoffen zwei chemische Körper zusammengesetzt werden können, von denen der eine süß, der andere bitter ist. Zucker ist nun nicht der einzige bekannte Stoff, der die Eigenschaft besitzt, süß zu schmecken, aber allerdings der einzige dieser Art, der in der Natur vorkommt. Daber findet man auch den Glauben weitverbreitet, daß ein Stoff Zucker enthalten muß, wenn er süß schmeckt, diese Annahme ist aber gänzlich irrig. Glycerin ist süß, enthält aber keinen Zucker, Saccharin ist tausendmal süßer als Rohrzucker und

doch ein besonderer chemischer Körper ohne eine Spur von Zucker in seiner Zusammensetzung. Immerhin ist es wahrscheinlich, daß trotz der chemischen Verschiedenheit in dem Aufbau dieser Körper eine gewisse Ähnlichkeit besteht, indem eben die Atome, die kleinsten Teilchen, die den ganzen Stoff bilden, verschieden zu einander gestellt sind und in einer besonderen Gruppierung dem Körper eben die Eigenschaft der Süßigkeit geben. Einen gewissen Anhalt zur Verfolgung dieser Theorie hat die Forschung auch bereits gegeben. Im Glycerin nämlich sind die Atome des Kohlenstoffs zu je drei gruppiert und in allen übrigen Stoffen vor ihrem Geschmack in solche Gruppen, die ein gerades Vielfaches der Zahl drei darstellen, so im Traubenzucker und im Saccharin zu je sechs, im Rohrzucker, Milhzucker und Malzzucker zu je zwölf. Diese Thatsache steht möglicherweise in Zusammenhang mit der physikalischen Eigenschaft der Süßigkeit, die jenen Stoffen gemeinsam ist. Die Anordnung der Atome in einem Körper ist wahrscheinlich überhaupt von grundlegender, ungeheurer Bedeutung, denn sonst wäre die Thatsache gar nicht zu erklären, daß von zwei Stoffen, die genau dieselbe chemische Zusammensetzung haben, der eine ganz harmlos ist und der andre ein fürchtbares Gift. —

Technisches.

— Klärung von Verstein. Schon Plinius erwähnt, daß man trüben Verstein durch Kochen in Fette eines Spanferkels klar machen kann, und im Mittelalter halte man gelernt, dasselbe durch lauges Erhitzen in Nüßöl bis an seinen Siedepunkt und sehr vorsichtiges Abkühlen zu erreichen. Die Erklärung dafür ist nicht leicht zu geben. Die Trübung wird, schreibt die „Techn. Rundschau“, verursacht durch Beimengungen des Zellstoffs der vorzeitlichen Wäme, denen der Verstein entfloß. Nach neueren Arbeiten von Dahms soll das Nüßöl in den Verstein eindringen und die kleinen Bläschen erfüllen, so daß sie unsichtbar werden; derselbe Forscher hat aber gefunden, daß durch Erhitzen im Sandbade oder in einer hochsiedenden Salzlösung ebenfalls eine Klärung eintritt. Es scheint daher eher, als ob die Einschlüsse von dem etwas erweichten Verstein absorbiert werden, was sehr verständlich wäre, wenn sie überwiegend aus Wassertropfen bestehen. —

Humoristisches.

— Die Gnädige. A.: Was hat denn die Frau Baronin für ein Stedenferd?
B.: „Oh die ist „moderne Kunst“-Reiterin!“
— Uebertrumpft. Frau A.: „Meinen Mann habe ich mir so gezogen, daß er beim großen Reinemachen nicht ein Wörtchen brummt.“
Frau B.: „Pah! mein Mann besorgt das große Reinemachen selbst.“
— Mißverständene Situation. Nachbarin (durchs Fenster in die Barbierstube sehend): „Na, Ihr Mann lernt wohl auf seine alten Tage noch tanzen?“
Barbierstube: „J Gott bewahre, der zieht nur der Huberhänerin einen Zahn aus!“
(„Meggend. hum. Bl.“)

Notizen.

— „Das Kind der Secessio“, nicht „Die Tochter der Secessio“, heißt das neue Lustspiel, welches Gustav v. Moser und Thilo v. Trotha soeben gemeinsam beendigt haben.
— Eine nachgelassene Operette von Zeller, dem Komponisten des „Vogelhändler“ und des „Obersteiger“, wird im kommenden Spieljahr in Wien aufgeführt werden.
— Der bekannte Wiener Theatermaler Hermann Burghart wurde wegen gerichtlich erhobenen Wöbfinns unter Kuratel gestellt.
— 285 Hörerinnen sind in diesem Sommersemester bis jetzt an der Berliner Universität eingeschrieben. Auffallend ist es, daß die Zahl der Medizinerinnen gegen früher besonders groß ist; es studieren 26 Frauen Medizin.
— Der dritte internationale Ornithologen-Kongress wird Ende nächsten Monats in Paris tagen.
— Virchow wurde zum Ehrenmitglied der Akademie der Wissenschaften in Wien gewählt.
— Die 29. Wanderversammlung des Deutschen Photographenvereins findet vom 30. Juli bis zum 26. August in Berlin statt; mit dieser Versammlung ist eine Ausstellung verbunden.
— Ein Geierzug von zwölf weiflöthigen Geiern (Gyps fulvus) wurde in Luge bei Hohenmuth in Böhmen kürzlich bemerkt; zwei Tiere wurden erlegt. Die Flugweite eines Exemplars maß 2,60 Meter.
— Ein Rückgang in der Zahl der Geburten ist seit 1871 in allen Ländern Europas zu verzeichnen; der durchschnittliche Rückgang beträgt 3 Proz. Den größten Rückgang von 34 auf 20,1 Proz. zeigt England, den geringsten von 0,1 Proz. Norwegen. —